

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 249. Bromberg, den 29. Oktober 1931.

Ines und Juliane.

Roman von Brünhilde Hofmann.

(12. Fortsetzung.)

Jetzt ist es umgekehrt: In dieser stummen Pause sieht sie ihn an. Klar und voll läßt er sie lesen: Ja — so ist es; magst du's nun verstehen oder nicht ... Juliane hebt die Hand, streicht leise und zart über das Tischtuch, ganz am Rande. „Warum?"

„Um meiner künftigen Frau das Leben zu erleichtern." Seine schmale Hand bleibt an der Ecke des Tisches liegen.

Juliane ist ihrem Wege bis dahin gefolgt. Sie hat dabei den Kopf ein wenig gesenkt; es kann Zustimmung bedeuten, aber auch ein Hinhorchen nach einer fernen Melodie. „Sie glauben aber doch an den Wert des Claim?"

„Unverändert. Sie können Herrn Mackenzie Mitteilung vom Inhalt unserer Unterhaltung machen, wenn Sie wollen."

„Ich werde das nur tun, Herr Molitor, wenn es durchaus Ihr Wille ist."

Ein Boy kommt an den Tisch und meldet, daß Fräulein ter Steegen ans Telephon gebeten werde. ... Sie nimmt Clever, der einstweilen auf ihrem Schloß geschlafen hat, und hält ihn Molitor hin. „Können Sie ihn so lange aufbewahren?"

Molitor nimmt das weiße Wollpaket bereitwillig in Empfang. Er lächelt dabei, zum erstenmal an diesem Morgen.

„Wollen Sie mich heute besuchen?" hört Juliane Josaphat Mackenzies Gongstimme aus der Membrane. „Ich schicke Ihnen Warry um drei Viertel elf."

„Ich werde kommen."

„Allright!"

Juliane hängt ab. Sie geht langsam ins Frühstückszimmer zurück. Molitor ist vom Tisch abgerückt und hält Clever auf den zusammengeklemmten Knien; der Terrier scheint sich trotz der unbequemen Lage ganz wohl zu fühlen. „War es Mackenzie?" In dieser Frage liegt unbewußtes Einverständnis von zweien gegen einen Dritten. „Ja — ich fahre nachher hinaus nach Wattle-Mansion. So heißt das Landhaus. Es liegt unmittelbar am Golf."

„Ich weiß. Es ist außerordentlich schön dort. Ich bin einmal dagewesen."

„Ist es tatsächlich Ihr Ernst, daß ich ihm sagen soll, Sie würden auf sein Angebot zurückkommen?"

Molitor hat Clever unterm Arm, der zum Spaß an seinem Holzfinger kaut; er zittert dabei vor liebevoller Vorsicht. Sie stehen beide neben dem Tisch. „Ich werde es ihm lieber selbst sagen", erklärt Molitor.

*

Vor der Terrasse von Wattle-Mansion sieht man den Golf azurn in der Sonne flimmern — unabsehbarer Fernblick durch einen Rahmen von Palmen, Mangroven und Eukalyptusbäumen, in denen sich eine Unzahl Rosellas, kleine bunte Papageien, tummelt. Das weiße Haus umschließt ein Gürtel von duftenden Wattlesträuchern. Auf dem grünen Teppich des Rasens wirft ein Springbrunnen sprühende Kaskaden in die zitterndheiße Luft.

Wattle-Mansion ist wirklich sehr schön, denkt Juliane. Sie sitzt in einem bequemen Korbstuhl und läßt die leuchtende Farbensinfonie von Smaragdgrün, Gold und Azurblau auf sich wirken. Der Gedanke, Herrin dieses Hauses zu sein, hat viel für sich. Wie es wohl auf der Hungerfarm aussehen mochte? „Ich habe mit Herrn Molitor gefrühstückt", sagte sie.

„Wie gefällt Ihnen Ihr Landsmann?"

„Er war schon einmal hier, sagte er."

„Ja." Mackenzie tut einen tiefen Zug aus seiner schwarzen Riesenzigarre und kneift gegen die Sonne die Augenlider zusammen.

Juliane hat ihm das Gesicht zugewandt. „Will die Gesellschaft sein Claim kaufen?"

„Unter Umständen — vielleicht."

Mackenzie blinzelt unentwegt geradeaus.

„Er hat bisher abgelehnt — oder nicht?"

„Hat er mit Ihnen darüber gesprochen? Vitry unterhandelte mal mit ihm — ja."

„Er will jetzt verkaufen!"

Mackenzie schiebt das massige Kinn vor. Ein kurzes Aufblitzen unter den gesenkten Lidern. „So?" Dann schließen sich die Augen ganz. Schweigen ... Die kurze, breite Hand schiebt sich vor den Mund. „Verzeihen Sie, die Hitze macht müde!"

„Ich werde jetzt zurückfahren." Juliane steht auf.

Auch Mackenzie erhebt sich, ein wenig schwerfällig, und lächelt. „Ich hoffe, es hat Ihnen hier gefallen?"

„Sehr. Der Lunch war ausgezeichnet, und Wattle-Mansion ist ein wahres Zauberschloß."

Mackenzie steht massig und breitbeinig neben ihr, das kantige Gesicht dem Golf zugewandt. Er hat die Hände in die Taschen seiner hellen Flanellhosen geschoben und klappert darin mit dem Schlüsselbund. „Wenn Sie dabei bedenken, daß ich in Frisko als Sohn eines Hafenarbeiters zur Welt gekommen bin ... Vielleicht hat Vitry Ihnen das nicht gesagt, wie?" Er legt den Kopf in den Nacken und stellt das Spiel mit den Schlüsseln ein.

„Prinz Vitry hat über Ihre Vergangenheit nicht gesprochen, Herr Mackenzie. Aber ich verstehe, daß Sie stolz auf Ihre Entwicklung sind."

„Auf meine Entwicklung? Kaum. Auf meinen Erfolg? Möglich. Erfolg macht unbeliebt. Sie werden das begreifen, wenn Sie den Dingen hier auf den Grund gehen wollen ... Aber gerade darum verteidigt man ihn, wenn es sein muß, auf Tod und Leben."

„Ich verstehe. Sie haben viele Feinde, Herr Mackenzie?"

„Feinde?" Er hebt verächtlich die Schulter und läßt sie fallen. „Gegner meinetwegen. Um nur einen zu nennen: Gregoriew, den zweiten Direktor. Sie werden ihn kennenlernen. Er beabsichtigt mich auf der nächsten Generalversammlung zu Fall zu bringen. Einer von uns beiden wird weichen. Aber nicht ich werde es sein!"

„Um was handelt es sich?" Julianes Augen folgen aufmerksam der glitzernden Wassersäule des Springbrunnens, der bald höher aufschnellt, bald zurücksinkt. Die grundlegende Bedeutung dieser Aussprache zwischen Tür und Angel ist ihr voll bewußt.

„Es handelt sich um die Aktienmehrheit und die Stimmenzahl."

Clever hat einen Anfall von Tobsucht und rast wie ein Verrückter über das überspritzende Wasserbassin. „Ich werde an meinen Onkel kabeln," sagt Juliane, als Clever eben die fünfte Runde macht. „Wollen Sie, bitte, den Wagen kommen lassen?" Ein leiser Pfiff. Der Terrier bricht in voller Karriere aus seiner Bahn und galoppiert heran.

Juliane folgt Mackenzie. Draußen steht der Wagen, mit dem versteinerten Warry am Steuer. Als Juliane einsteigt, legt er die braunen, mageren Eingeborenenfinger an die Mütze. Mackenzie steht in bloßem Kopf neben dem Schlage. Auf seiner Stirn glitzern kleine Schweißperlen. „Wohin befehlen Sie, gnädiges Fräulein?"

„Zur Stadt — zum Telegraphenamt. Vielen Dank, Herr Mackenzie!"

„Auf Wiedersehen, Fräulein ter Steegen! Wann? Ich werde Sie anrufen . . ." Er blickt nach der Uhr und fügt beifällig hinzu: „Wenn Sie Mr. Molitor treffen sollten: Ich bin heute nachmittag im Bureau für ihn zu sprechen."

*

Ines kommt aus dem Zimmer ihres Chefs, über dessen Apparat sie ein Ferngespräch geführt hat.

Hemptin ist seit einigen Tagen abwesend; er hält sich bei seinem Vetter Hendrik ter Steegen auf, wohin auch Vitry Anfang der Woche gefahren ist. Ines hat ihrem Chef telephonisch das Kabel seiner Nichte aus Adelaide durchgegeben. Ob er sich daraufhin nach Australien einschiffen wird? Und Vitry? Er hat ihr geschrieben, daß er heute nachmittag zurück sein würde und sie erwarte.

Kerkhoove hat während des Gesprächs untätig an seinem Pult gesessen und zum Fenster hinausgestarrt. Sein Gesicht ist müde und eingefallen.

„Eben ist für Sie auch ein Kabel gekommen, Fräulein Discail!" Er weist mit dem Finger, dem etwas rote Tinte anhaftet, auf Ines Platz, wo der Telegrammumschlag liegt.

Ines reißt das Papier auf und überfliegt den Inhalt, während sie sich hinsetzt. Der fremde Zug um ihren Mund tritt jetzt noch deutlicher hervor; ihre Augen sind unter den gesenkten Lidern bläulich umschattet.

„Mein Verlobter hat aus Adelaide gekabelt."

„So . . . Ja?" Karsten Kerkhooves Stimme klingt unsicher und brüchig, wie jemand, den man aus schwerem Traum wachruft.

„Er hat sein Terrain an die Standard verkauft," erklärt Ines in plötzlichem Mitteilungsbedürfnis. „Er will mir Geld schicken, und dann soll ich hinüberkommen. Wir könnten daraufhin heiraten."

„Gleich?" fragt Kerkhoove leise. „Wollen Sie wirklich fahren? Sie müßten doch erst kündigen!"

Ines fährt mit der Hand über die Tasten der Schreibmaschine. „Ich weiß noch nicht — aber ich werde jedenfalls kündigen. Etwas muß ja doch geschehen! Ist heute nicht der Fünfzehnte? Der Chef ist nicht da . . . Aber ich kann es ja auch Ihnen sagen, nicht?"

„Daß Sie kündigen wollen? Gewiß . . . Aber sollten Sie es sich nicht noch überlegen?" Kerkhoove weiß gar nicht, daß er den Kneifer aufsetzt, durch den seine Pupillen eine scharfe Eindringlichkeit annehmen.

„Ich habe doch diese Bedingung gestellt." Ines wirft trotzig die vollen Lippen auf; sie wirken hektisch rot in dem blassen Gesicht. „Ich kann nicht mehr anders. Es ist doch auch meine Sache, was ich tue, — schließlich . . ."

„Und — das Perlenkolier?" Kerkhoove hat diese verbitterte Frage wie einen Pfeil abgeschossen. Mit voller Absicht. Darauf kneift er den Mund zusammen und sieht in das Hauptbuch, gerade auf den Posten der Soll-Seite: Privat per Scheck Frank 1000 Ostende.

Es kommt keine Antwort . . . Nach einer kurzen Weile hört er, wie ein Stuhl gerückt und die Maschine zugedeckt wird. Schritte gehen in den Nebenraum. Kerkhoove sieht nach der Uhr. Es ist erst halb fünf. Er bleibt regungslos sitzen, wartet.

Dann kommt sie wieder herein, den Hut auf dem Kopf, die Handtasche unter den Arm geklemmt; kommt direkt auf ihn zu. Die blaugrünen Augen flammen ihm wie Fackeln entgegen. „Ich möchte jetzt gehen. Sie erlauben doch? Der Ton ist hell und scharf, aber die Lippen zucken vor verhaltenem Weinen. „Und meine Kündigung zum 1. August nehmen Sie wohl zur Kenntnis?"

Kerkhoove neigt schweigend den Kopf. Dann ist sie draußen. Langsam wendet er das Gesicht und sieht die Tür an. Minutenlang. Sorgfältig legt er darauf das Löschblatt zwischen die Folioseiten und klappt das Buch zu.

Der Zimmerkellner führt „Fräulein Molitor" in den Salon Seiner Durchlaucht. Die Besuche der Sekretärin im Hotel haben während der Abwesenheit des Prinzen eine Unterbrechung erfahren. Aber jetzt ist er zurückgekommen, vor einer Stunde ungefähr, hat ein Bad genommen und ist wieder fortgegangen. Aber das Fräulein wird erwartet — jawohl, bitte!

Ines steht allein im Zimmer und zieht die Handschuhe ab. Ihre Hände zittern ein wenig. Sie ist in diesen Räumen noch nie allein gewesen — allein mit vertrauten Erinnerungen, die in der Leere des Zimmers etwas Drohendes annehmen. Es ist das Kabel Askan Molitors in ihrer Tasche, das diesem Aufleben einer vierzehntägigen Vergangenheit seinen Stempel ausdrückt. Sie hat die Kappe vom Kopf genommen und ordnet das Haar vor der Spiegelscheibe des Bücherschranks. Sie vermeidet es, ins Schlafzimmer zu treten, dessen Tür halb offen steht. Auf der Gepäckbank steht eine offene Reisetasche; man kann sie vom Schreibtisch aus sehen.

Ines steht vorm Schreibtisch, den Kopf in beide Hände gestützt. Gedankenlos klappt sie die Schreibmappe auf. Die gehört zum Inventar, ist groß und aus gepunztem Leder, wird in der Mitte durch den Firmenaufdruck des Hotels entstellt und enthält ein ganz neues, schneeweißes Löschblatt. Schräg darüber läuft ein frischer, noch hellblauer Tintenabdruck. Nur wenige Zeilen — in Vitrys großen, bizarren Schriftzügen.

Ines zögert einen Augenblick. Aus ihrem Handtäschchen nimmt sie einen kleinen, viereckigen Spiegel und hält ihn schräg gegen das Löschblatt.

„Adelaide, Australien, Standard. Bestätige Kabel 5. Konsul geneigt, aber zurückhaltend Rate. Molitor sofort abschließen; aber möglichst unter letztem Gebot bleiben. Provision einverstanden. — Vitry."

Ines liest den englischen Text zweimal; zuerst mit halbem Verständnis langsam Wort für Wort; dann, von Argwohn alarmiert, fliegenden Atems. Mit blicklosen Augen starrt sie auf das weiße Papier. Verrat —! „Sofort abschließen — unter letztem Gebot bleiben — Provision . . ." Das alles für ein wertloses Terrain?

Aus dem Handtäschchen zerrt sie das andere Kabel. „Willige in Verkauf. Abschluß heute. Schicke Geld per Kabelanweisung Bank Antwerpen auf Deinen Namen. Erwarte Dich baldmöglichst. Askan."

Ines schiebt die gespreizten Finger in das gebauschte Haar, klammert sich dort fest. Sekundenlang sitzt sie reglos, mit erlöschendem Atem. Aus dem Chaos der Erschütterung reckt ihr Selbsterhaltungstrieb sich auf. War sie die Frau, sich blöde übertölpeln, wehrlos zu Boden treten zu lassen? Keineswegs!

Die Knie zittern ihr noch, als sie aufsteht und ins Nebenzimmer geht. Jetzt geht sie hinein; denn die Woge der Erbitterung hat jede Hemmung fortgeschwemmt. Ihre Augen haben ein kaltes Glitzern, während sie mit energischer Rücksichtslosigkeit die halb offene Reisetasche durchstöbert. Jawohl — das sind die Kabel, wenigstens die drei letzten. Ines liest sie der Reihe nach, legt sie an ihren Platz zurück und geht auf die Verbindungstür zum Herrenzimmer zu.

Als sie den Fuß auf die Schwelle setzt, wird die Außentür geöffnet. Vitry steht ihr gegenüber, stutzt einen Augenblick. Mißtrauen blitzt kurz und scharf aus seinen Augen, die eigentümlich gläsern das einfallende Licht zurückwerfen. Dann lächelt er verschwommen, aber befriedigt und kommt mit zielenden Schritten auf sie zu. „Ah — famos — da bist du ja!"

(Fortsetzung folgt.)

Sonniger Herbst.

Nun kommen noch so wunderschöne Tage,
So mild und klar wie in der Maienzeit,
Und plötzlich sieht man wie mit einem Schlage
Nur frohgelaunte Menschen weit und breit.

Die Männer nehmen wieder helle Hüte,
Die Mädchen noch das lose, leichte Kleid:
Wenn statt der Rose nicht die Aster blühte,
Man wüßte nicht, daß wir im Jahr so weit.

Indessen aber, da wir gerne träumen
Und schwärmen möchten wie zur Maienzeit,
Wirkt unaufhaltsam doch und ohne Säumen
Der dunkle Gott an unserm letzten Kleid.

Paul Dobbermann.

Das Vaterhaus.

Ein unveröffentliches Blatt aus dem Nachlaß von A. Müller-Guttenbrunn.

Wenn die Vögel sich paaren, lösen sie sich los von der Allgemeinheit und bauen ihr eigenes Nest. Sie schaffen sich, sie bauen ihren Jungen ein Heim, in dem diese aufgezogen werden, bis sie flügge sind. Und lange noch flattern die Jungen um dieses Nest herum, wenn es zu klein geworden ist für die ganze Familie; sie singen ihm ihre ersten Lieder in den benachbarten Zweigen und lösen sich erst ganz von ihm, wenn auch sie sich ihr eigenes Heim begründet haben.

An seinem Neste wird man stets erkennen, was ein Vogel wert ist. Sein Wesen, sein Charakter wird sich in der Form und Eigenart seines Nestes ausprägen. Der stolze, einsame Adler horstet auf unzugänglicher Felsenhöhe, die düstere Krähe verschanzt sich auf hohen Bäumen hinter einem künstlich aufgebauten Wall von Stacheln und Dornen, die Nachtigall zieht sich in die versteckesten, dunkelsten Büsche zurück vor der Welt, die verwöhnte, wärmebedürftige Schwalbe baut sich ihr ständiges Heim im Schutze menschlicher Behausungen. Alle bauen sich und ihren Jungen ein eigenes Haus. Nur der gemeine Spatz, der Sperling, trägt sich gestohlenes Werg, Stroh und auf Hühnerhöfen zusammengelesene Federn hinter Dachrinnen oder in ausgehöhlte Baumstämme, um sich weich zu betten, — ohne gebaut zu haben. Er ist der geborene Proletarier der Vogelwelt. Und nicht selten verdrängt er den edleren Singvogel aus dem selbstgebauten Neste und trägt seine Lumpen, von denen er sich schwer trennt, auch in dieses. Er und seine Brut schreien alles nieder und verscheuchen jeden Sänger. Als der niedrigste von allen aber erscheint im Bereiche der Kulturvogelwelt der Kuckuck. Er baut nicht und sie brütet nicht. Sie leben und lieben, aber ihren Elternpflichten entziehen sie sich auf die frivolste Weise.

Ein Bild unseres Lebens und Treibens, unserer ganzen Gesittung. Nur sind wir schon weiter vorgeschritten, nur haben wir uns schon weiter von der Natur entfernt und die sogenannte Kulturmenschheit, die, seitdem sie das Paradies verlassen, schon so vieles von sich abgestreift hat, sie wird auch den Begriff des eigenen Nestes, des Vaterhauses, immer mehr einbüßen und ihn allmählich ganz verlieren. Die Welt wird in tausend Jahren ein großes Hotel sein, und die Menschen werden nur noch in Fremdenzimmern wohnen, ihre Kinder nur mehr auf Nummer soundsoviel geboren werden.

Der moderne Großstädter steht schon heute auf der ersten Stufe dieser, wie es scheint, unabänderlichen Entwicklung. Weiß er noch, was ein Vaterhaus ist? Der einzelne hat vielleicht eines, die Gesamtheit längst nicht mehr. An die Stelle des Vaterhauses, des Elternhauses, ist ihm das Geburtshaus getreten, und neunundneunzig von hundert wissen nur noch von einer Wohnung, in der sie geboren wurden. Überaus klein ist die Zahl der Städter, die ihr Geburtshaus überhaupt kennen, die sich irgend ein Gefühl oder eine Erinnerung an dieses zu bewahren vermögen. Selten, daß ein Großstädter in seinem Geburtshause aufwächst, noch seltener, daß er darin etwas anderes kennenlernt als die engbegrenzte Wohnung seiner Eltern. Ehe so ein Großstadtjunge mannbar geworden, haben seine Angehörigen zehnmal die Wohnung gewechselt, er kennt sein Nest nicht, weiß nicht, woher er gekommen und hat nie das Gefühl der Heimat in sich getragen. Nur der Besitz läßt dieses Gefühl wachsen. Nur die Freiheit in diesem Besitze erzieht die jungen Gemüter zu Menschen mit einem kräftigen, selbstsicheren Heimatsbewußtsein.

Es ist etwas Köstliches um den Besitz, den ererbten, von den Urgroßvätern überkommenen Besitz von Grund und Boden. Und sei es nur ein Stückchen, auf dem meine Schmiede steht, nur ein schmaler Streifen an einem Bache, der meine Mühle treibt, nur ein Kartoffelfeld, auf dem ich mir meine Hütte bauen kann. Aber mein! Erde, m e i n seit Urväterzeiten, m e i n noch in meinen Urenkeln! Das gibt dem Menschen einen kräftigeren Halt als der leichtgewonnene Besitz von papierenen Reichtümern, die allzu oft ihren Herrn gewechselt haben und ihn auch künftig wechseln werden. Für alle anderen ist die Heimat ein schönes Phantasiebild, ein anerzogener Begriff. Der Volksmund ist voll tiefer Weisheit, und in jedem Worte, das er spricht, lebt die Seele einer Nation. Wenn ein deutscher Bauer gezwungen ist, sein Vaterhaus zu verkaufen, heißt es von ihm: er habe die „Heimat" verkaufen müssen.

Der schöne inhaltsreiche Begriff des Vaterhauses hat sich erhalten aus jenen Vorzeiten der Menschheit, in denen noch keiner von einem Vater abstammte, der bei der Teilung der Erde zu spät gekommen war. Für alle war Platz, jeder erhielt oder nahm sich einen Teil. Das ist längst vorbei. Seit die Menschen begonnen haben, Städte zu gründen und sich auf engem Raume zusammenzutun, hat naturgemäß auch der Eigentums- und der Heimatsbegriff allmählich eine Wandlung erfahren. England ist heute bereits dabei angelangt, daß 65 Prozent seiner Bevölkerung Städtebewohner sind. Aber gerade von ihnen können wir lernen, wie man sich auch als Stadtmensch in den gegebenen Grenzen ein Vaterhaus schafft und erhält. „My house is my castle" („Mein Haus ist meine Burg!") galt nicht nur in Altengland, es gilt auch heute noch. Niemand schätzt den Städter geringer und beurteilt ihn mitleidiger als der Engländer. Bei Samuel Smiles: in all seinen Büchern finden sich hundert Zitate und Belege dafür. Der Großstädter sei überhaupt nur der Bruchteil eines Menschen, das ist eines der mildesten Worte. Der wahre, ganze Mensch gedeihe nur auf dem Lande, und man fände in allen hervorragenden Stellungen des Reiches nur Männer, die auf dem Lande geboren und herangewachsen seien. Selbst die Oberbürgermeister von London seien fast immer Männer von ländlicher Abstammung gewesen. Damit will Smiles beweisen, daß tüchtige, charaktervolle Normalmenschen am besten in einfachen, natürlichen Lebensverhältnissen gedeihen und in der Regel aus dem Schoße der seßhaften Familie hervorgehen.

Diese Behauptung hat alles für sich. „Die Mühlbäche, die die Welträder treiben, entspringen sehr einsamen Stellen", sagt ein anderer englischer Schriftsteller. Der Stadtmensch, der seine Nervenkraft zu früh im Kampfe mit tausend unsichtbaren Feinden verbraucht und nur selten zur Sammlung, zur Zusammenfassung all seiner Fähigkeiten gelangt, besteht fast nie in dem Wettbewerbe mit jenen aus dem Schoße des Volkes auftauchenden kräftigen Naturen. Der Großstadtmensch degeneriert rasch, und nur der Zufluß von außen erhält die Städte überhaupt. Aufblühende Städte sind immer ein Produkt zuströmender Kräfte. So eine echte, großstädtische Menschenpflanze hat es nicht viel besser als ein großstädtischer Hund. Schon nach drei Monaten muß dieser einen Beißkorb tragen und seine Marke haben, an besondere Orte darf er nur mehr an der Leine geführt werden. Kein Ort aber gehört ihm. Nichts weiß der Arme von einem Hundestall mit gleichaltrigen Genossen, nichts von dem

Königreiche einer eigenen Hundehütte, nichts von den Wonnegefühlen der Freiheit in der Natur. Abgezirkelt und auf wenige Quadratmeter eingeengt ist sein ganzes Dasein, selbst die Befriedigung natürlicher Bedürfnisse ist nach strengen Vorschriften geregelt, auf deren Übertretung Prügel gesetzt sind. All seine prächtigen Instinkte werden matt, seine Sinne stumpf und seine Nachkommenschaft dauert nicht drei Generationen. Ganz ähnlich ist es um den Nomaden der Großstadt bestellt.

Wie anders fühlt sich ein auf eigener Scholle geborener, in Freiheit herangewachsener Mensch! Der größte Reichtum der Welt, alle Schätze der Bildung können einem Kinde die verlorene Jugend nicht ersetzen. Eine Jugend ohne die Freuden des ländlichen Lebens ist schon eine halbverlorene. So ein Häuschen im Grünen, nahe am Waldsaum, ein Bächlein vor der Schwelle, in dem die Enten baden und die schlimmen Buben fischen, dahinter ein Gärtchen, in dem Levkojen und Nelken blühen, Birnen und Quitten reifen und hunderttausend Bienen summen — wer es als sein Vaterhaus bezeichnen kann, der zählt zu den bevorzugten Menschen. Hätte er auch in seiner Jugend dort Holz gespalten, hätte er, so oft er aus der Dorfschule heimkam, die Schweine füttern und die Kühe tränken müssen, dieses armselige Vaterhaus wird ein unvergänglicher Schatz für ihn sein, es wird in seinem Geiste, in seinem Herzen fortleben bis an sein Ende. Dort, wo das Gemüt des armen Großstadtkindes nur die trübe Erinnerung an vier oder acht regelrechte Wände aufbewahrt, dort blüht jenem ein Garten voller paradiesischer Herrlichkeiten.

Der mächtige Zug der modernen, zur Miete wohnenden Großstadtmenschheit nach dem Lande, der so manchem als Mode erscheint, ist nur ein notwendiges, ein ausgleichendes Naturereignis, auch das „Weekend" gehört hierher. Es ist die Sehnsucht nach einer zweiten besseren Heimat. Nicht die gute Luft allein ist es, die das Stadtkind entbehrt; die Freiheit ist es, die ihm fehlt, und das Naturgefühl. Jenes herrliche, pantheistische Gefühl des Anzengruberschen Steinklopferhans: „Du g'hörst zu dem all'n und das all's g'hört zu dir", das erwirbt der Mensch sich nie und nimmer in der Stadt, es wächst nur auf grünen Fluren, unter sonnigem oder wolkigem Himmel. Ohne dieses Gefühl ist man ein armer Fremdling auf Erden, besäße man auch zehn Zinshäuser!

Der Engländer, der eine Familie gründet, schafft sich auch als Städter sein Vaterhaus. Er hat das Cottagesystem derart ausgebildet, daß es ihm selbst bei bescheidenem Einkommen möglich ist, im eigenen Besitz zu leben. Zur Miete wohnen nur die Ärmsten. Das Zentrum seiner Städte ist das reine Geschäftsviertel, gewohnt wird auswärts. Das, was seine Familie an Miete zahlen würde, das kapitalisiert sich allmählich von selbst. Klein, aber mein, das ist die Losung! Die Seßhaftigkeit reicht dort weit in jene Schichten hinab, die bei uns ein ganz nomaden- und proletarierhaftes Leben führen, obwohl sie ein geregeltes, lebenslängliches Einkommen besitzen. Nur langsam erwirbt sich diese Denkungsweise auch bei uns Anhänger. Das furchtbare Erlebnis des Krieges, vor allem aber die Inflation, haben auch uns den Wert der Erde kennengelehrt. Dies ist vielleicht der einzige Gewinn der ganzen Kriegszeit. Die Bausparkassen, die Siedlungsverbände schießen in der letzten Zeit aus dem Boden, immer mehr werden die Menschen, die erkannt haben, daß nur auf diesem Wege die Zukunft des städtischen Familienlebens, die Zukunft unserer Kinder liegt. Noch ist die Welt um die großen Städte herum nicht völlig verteilt, noch lange nicht. Wer Sinn hat für den Begriff des eigenen Besitzes, wer auch nur ahnt, was eine Heimatstätte, ein Vaterhaus bedeutet, der wird mit allen Kräften danach streben, eine eigene Scholle zu erraffen, auf die er seinen Dreifuß stellen kann.

Denn zu dem Köstlichsten, was der Mensch besitzen kann, gehört ein Vaterhaus. Wer es nie besaß, der kann es auch nicht erwerben, wer es verlor, der findet kein zweites mehr auf der Welt. Ein Vaterhaus kann man sich nicht um Millionen kaufen, es ist wie eine Gnade von Gott. Gebe jeder, der es vermag, seinen Kindern ein Vaterhaus.

Mit jedem Vaterhause, das dem Untergange verfällt, wird dem Staate und der Gesellschaft eine Wunde geschlagen, die nie wieder heilt. Aus dem Blute, das aus solchen Wunden träufelt, sprießen — verständlicherweise — die Feinde des modernen Staates und seiner Gesellschaftsordnung empor.

Wie sie lieben.

Der Astronom — vergafft sich.
Der Feuerwehrmann — entbrennt.
Der Seiler — gerät in Verwirrung.
Der Färber — wird rot.
Der Jäger — ist verschossen.
Der Hutmacher — verliert den Kopf.
Der Koch — fängt Feuer.
Der Gießer — zerschmilzt.
Der Tanzlehrer — wird verdreht.
Der Kutscher — ist zerfahren.
Der Athlet — wird schwach.
Die Schildwache — gerät aus dem Häuschen.

Lene Voigt.



Bunte Chronik



* **Eine bescheidene königliche Familie.** Es gibt vielleicht keinen anderen Staat in Europa, dessen Herrscherhaus eine solche Beliebtheit und Verehrung genießt, wie die königliche Familie in Schweden. Zweifellos trägt die Lebensweise der Mitglieder des schwedischen Königshauses viel dazu bei, daß sie sich in ihrem Lande solcher Hochachtung erfreuen können. Der schwedische Kronprinz Gustav Adolf gilt als begabter Archäologe. Vor kurzem veröffentlichte er ein wissenschaftliches Werk, das in archäologischen Kreisen mit großer Achtung begrüßt wurde. Unter der persönlichen Leitung des Kronprinzen sind vor Jahresfrist Ausgrabungen in der Gegend des alten Pelepones in Griechenland vorgenommen worden. Nicht nur seine archäoligischen Kenntnisse, sondern auch Geldmittel aus seiner eigenen Schatulle stellte der Kronprinz der Expedition zur Verfügung. Das Unternehmen konnte auch mit Erfolg gekrönt werden. An der vom Kronprinzen bezeichneten Stelle ist eine alte Stadt mit Tempeln, Palästen und öffentlichen Plätzen entdeckt worden. Der jüngere Bruder des schwedischen Kronprinzen, Prinz Wilhelm, ist ein unermüdlicher Forschungsreisender. Mehrere Forschungsexpeditionen nach Zentralafrika sind von ihm in die Wege geleitet worden. Seine Reiseerlebnisse und Erfahrungen schildert der Prinz in einer Reihe ethnographischer Werke. Sein letztes Buch über die Psychologie des modernen amerikanischen Durchschnittsmenschen erregte allgemeines Aufsehen. Neben diesen beiden Prinzen besitzt die schwedische Familie in der Person des Prinzen Eugen auch einen Maler. In den europäischen künstlerischen Kreisen erfreut sich Prinz Eugen einer großen Popularität. Die Ausstellung seiner Bilder in Paris verlief mit bedeutendem Erfolg. Ein zweiter Bruder des schwedischen Königs, Prinz Oskar, vertauschte den Glanz des Hofes mit dem Idyll des bescheidenen Familienlebens. Er heiratete ein bürgerliches Mädchen und verlor dadurch seine Thronrechte. Prinz Oskar steht an der Spitze zahlreicher wohltätiger Gesellschaften und propagiert in Jugendversammlungen den Gedanken des Weltfriedens. Der zweite Sohn des schwedischen Thronfolgers, Prinz Sigward, zeichnete sich als glänzender Dekorateur aus. Seine Dekorationsentwürfe sind von schwedischen Theaterbühnen wiederholt verwendet worden. Was Gustav V. von Schweden selbst anbetrifft, so zeichnet er sich gleichfalls durch größte Bescheidenheit im Umgange mit seinen Mitmenschen aus. Die Wintermonate pflegt der König gewöhnlich an der französischen Riviera zu verbringen, wo er sich trotz seines hohen Alters mit Vorliebe dem Tennisspiel widmet. Beim Spiel tritt er nie als König auf und wird von seinen Partnern Mr. G. genannt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.